

Rrugëtimi. Patešestvie. Journey. Hgg. Skender ASANI / Albert RAMAJ. Shkup/Skopje: Instituti i Trashëgimisë Shpirtërore e kulturore të Shqiptarëve – Shkup 2017. 394 S., zahlr. Abb., ISBN 978-608-4653-46-2

Josef Jakoel, Izraelitët në Shqipëri [Die Israeliten in Albanien]. Hgg. Agron ALIBALI / Feliçita JAKOEL. Tiranë: Çabej 2020 (Verbamundi. Memuaristikë, Histori, 30). 228 S., zahlr. Abb., ISBN 978-99956-35-54-1

Die lange Zeit kaum je erzählte Geschichte, dass nicht nur die albanischen Juden, sondern auch die spürbar größeren Zahlen von ab 1939 nach Albanien gekommenen jüdischen Flüchtlingen fast ausnahmslos vor dem Holocaust gerettet werden konnten, erhält in jüngeren Jahren endlich einen Teil der Aufmerksamkeit, die sie verdient. Ihre symbolische Bedeutung ist groß, und zwar ungeachtet dessen, dass die altansässigen jüdischen Gemeinschaften von vor 1939 aus wenigen Hundert Personen bestanden und auch inklusive der nach Albanien Geflohenen doch nur eine geringe Tausenderzahl an Menschenleben vor der deutschen Mordmaschinerie bewahrt werden konnte. Denen, die an den beiden hier zu besprechenden Büchern mitgewirkt haben, gilt schon vorweg der Dank dafür, eindrucksvolle Quellen für die weitere Forschung verfügbar gemacht zu haben.

Im Falle des ersten Buches muss man dafür nicht einmal albanisch lesen können. Denn die beiden Herausgeber Skender Asani (seit 2014 amtierender Direktor des noch relativ jungen Skopioter Forschungsinstituts zum ideellen und kulturellen Erbe der Albaner) und Albert Ramaj (aus der Schweizer kosovarischen Diaspora) haben sich für ihre in Skopje veröffentlichte Quellensammlung für den höchst aufwendigen Weg entschieden, alles konsequent dreisprachig vorzulegen: in Albanisch, in Makedonisch und auf Englisch. Es ist eigentlich sogar noch etwas komplizierter, denn die Herausgeber geben praktisch überall (außer bei von ihnen selbst geführten Zeitzeugengesprächen, bei denen es folglich kein originales „Bildmaterial“ der Quelle gibt) auch noch eine fotografische Dokumentation der Originalquelle in gut lesbarer Qualität hinzu. Für ein albanisches Archivdokument bedeutet das hier, dass es erst als fotomechanisches Bild, dann noch einmal in Abschrift (mit nur sehr wenigen editorischen Ergänzungen gegenüber dem Foto) und sodann in makedonischer und in englischer Übersetzung geboten wird. Makedonische Originaldokumente gibt es nicht, wohl aber zwei bulgarische, die als Original im Foto, in makedonischer Übertragung und in albanischer und englischer Übersetzung dargereicht werden.

Der damit auf sich genommene enorme sprachliche Aufwand wird von den Herausgebern nicht hervorgekehrt. Der Sache aber hat er gewiss gedient, nicht nur mit Blick auf das Englische für die internationale Rezeption, sondern gerade auch mit Blick auf die albanisch-makedonische Doppelpäsentation der Inhalte. Denn wie in so vielen anderen Fragen verlaufen die beiden slawisch-makedonischen und makedo-albanischen Teilöffentlichkeiten sonst auch in der Historiographie und speziell beim Gegenstand der jüdischen Geschichte mitsamt der Geschichte des Holocausts auf getrennten

Bahnen. Beispielsweise kann sich der Rezensent nicht erinnern, im geschichtspolitisch groß angelegten „Holocaust Memorial Center for the Jews in Macedonia“ irgendeine Stelle entdeckt zu haben, an der es um makedo-albanische Verflechtungen der jüdischen Geschichte in Makedonien und des deutschen Völkermords an den Juden gegangen wäre. Umgekehrt fehlen jenseits der sprachlichen Öffnung auch im vorliegenden Band größere inhaltliche Schritte hin zu einer etwaigen binational gemeinsamen Betrachtungsweise. Abgesehen von den beiden bulgarischen Dokumenten (nämlich: die bulgarisch-deutschen Übereinkunft vom 22.2.1943 über die Deportation der ersten 20 000 makedonischen Juden aus dem seit 1941 bulgarisch beherrschten Gebietsteil; und ein Erlass vom 13.3.1943 über die Aufteilung des durch die Deportation als staatliches Raubgut anfallenden Privateigentums der Deportierten) geht es hier um makedo-albanische und gesamtalbanische Aspekte der Judenrettung im heutigen Albanien und im Albanien der Kriegszeit (1941–1944), also unter dem Einschluss eines erheblichen Teils der albanischen Siedlungsgebiete in Nordmakedonien und im Kosovo.

Die albanischen Aktenstücke sind nicht eben zahlreich (sechs von 1943, vier von 1944), und zum Teil sind sie sehr kurz. Aber sie beleuchten doch wichtige Aspekte etwa des Grenzregimes zwischen der bulgarischen und der (italienisch-)albanischen Zone nördlich von Skopje, die Unterstützung der anscheinend meist ganz auf „Altalbanien“ als Ziel ausgerichteten Ein- bzw. Durchreise von Flüchtlingen (darunter eigentümlicherweise sogar einer aus Sofia, wo doch für „Altbulgarien“ im Allgemeinen in der Literatur keine Verfolgungslage angenommen wird), die von individuellen albanischen Beamten kam, und anderes mehr. Besonders eindrücklich sind drei inhaltlich zusammenhängende Dokumente (108–119) aus dem Zeitabschnitt nach der italienischen Kapitulation, nämlich vom Mai 1944. In ihnen geht es beginnend mit einem Bericht der Präfektur Prishtina um eine deutsche Verhaftungsaktion vom 14.5.1944 gegen jüdische Familien in der Stadt Prishtina (Priština). Am Ende der Aktion hatten die Deutschen zwei jüdische Gefangene einfach am Rand der Stadt erschossen. Erst das Außenministerium, dann das Amt des Premierministers hielten demgegenüber den amtlichen Regierungsanspruch fest, dass jüdische Staatsbürger wie auch von den Behörden in Asylgenommene Juden in die ausschließliche Zuständigkeit der albanischen Behörden fallen sollten und den Deutschen dieser Standpunkt klarzumachen sei. Ähnlich hatte kurz vorher, nachdem die von SS-Sturmbannführer Günter Hausding geleitete „Außendienststelle der SIPO und des SD in Albanien“ in Shkodra vier aus Prishtina stammende Juden arrestiert und anschließend gegen eine Zahlung von 60 000 albanischen Franken wieder freigelassen hatte, auch schon das albanische Innen- an das Außenministerium geschrieben, dieses möge den deutschen Militärstellen vermitteln, sich nicht in innere albanische Angelegenheiten einzumischen, außer in Dingen, die ganz direkt die deutsche Armee betreffen (6.5.1944, 104–107).

Wirklich greifbar werden die jüdischen Flüchtlingsschicksale und die vielen Hilfsaktionen durch die albanische Bevölkerung durch die in diesem Band vereinten Zeitzeugengespräche mit jüdischen Überlebenden. Shaul Gattenyo (aus Israel) etwa

berichtet eindrucksvoll über seine Rettung als jüdischer Knabe aus Skopje durch die Verbringung über die Grenze ins kosovarische katholische Nonnenkloster von Letnica, wo er gemeinsam mit anderen Skopioter Kindern als Katholik versteckt überlebte – und über die in seinen Augen empörend bulgarienfreundliche Erinnerungspolitik in Israel (123–140). Es folgt ein Gespräch von Albert Ramaj mit der durch ihren Erinnerungsband bereits in den 1980er Jahren hervorgetretenen Johanna Jutta Neumann. Sie war als 1931 in Hamburg Geborene mit ihren Eltern Anfang März 1939 auf einen Erlass des bald darauf von Italien aus dem Land getriebenen Königs Zogu zur Einreisegenehmigung für jüdische Flüchtlinge nach Durrës gekommen; sie und ihre Familie wurden von 1940 an durch verschiedene albanische Familien und insbesondere die Beyfamilie Përmeti beherbergt und so ab 1943 auch vor deutscher Verfolgung behütet (147–177). Die nächste Flucht- und Rettungsgeschichte stammt von der bosnisch-jüdischen Familie Altarac, deren Weg über Skopje in das Kosovo und weiter nach Shkodra führte (182–220). Hier sind auch die angeschlossenen Fotos von (mit albanischer Behördenhilfe) angefertigten falschen Papieren besonders eindrucksvoll, die mit dokumentieren, welch enormen Aufwand (und wie viele verschiedene Helfer) es für die immer wieder nötigen Orts- und Quartierwechsel brauchte, um insbesondere auch noch das Jahr der deutschen Militärpräsenz vom September 1943 bis November 1944 zu überleben (220–228). Es folgt das Porträt einer Helfersfamilie von Johanna Jutta Neumanns Familie, der Familie Pilku, mitsamt ihrem unglücklichen Schicksal unter den Kommunisten und der Wiederaufnahme des Kontakts mit Neumann, die erst nach dem Regimewechsel in den 1990er Jahren möglich war (234–247). Eine weitere und besonders detaillierte Fluchtgeschichte von Skopje über das Kosovo nach Shkodra kommt von Mimi Kamhi Ergas-Faraggi (250–331); im Anschluss daran dann ein Gespräch wiederum von Albert Ramaj mit Scarlet Epstein, einer seinerzeit als jüdisches Mädchen aus Wien durch Flucht nach Durrës und andere Orte in Albanien Geretteten (333–364). Am Ende des Buches steht der Fall des Skopioter albanischen Helfers Veli Meliqi und seiner posthumen verspäteten Anerkennung durch Yad Vashem.

Die Summe der im Band versammelten Dokumente ergibt keine unendliche Fülle (auf die drei Sprachen einzeln umgerechnet sind es ja nur jeweils ca. 125 Seiten an Material), aber ein eindrucksvolles Panorama von archivalischen Momentaufnahmen, von Einzelschicksalen und konkreten Rettungsumständen seitens makedo-albanischer, kosovarischer und albanien-albanischer Helferkreise. Für weitere Betrachtungen zumal der noch viel zu wenig bekannten diesbezüglichen Umstände in den seinerzeit „neualbanischen“ Gebieten ist durch den Band ein wichtiger Schritt getan. Das ist auch von gesamtregionaler geschichtspolitischer Bedeutung. Denn auch in „Neualbanien“ haben relativ weit mehr Juden überlebt als in den anderen ex-jugoslawischen Gebieten. Aber es fielen dem dort intensiveren deutschen Zugriff, auch mit Hilfe albanischer Kollaborationshandlungen, doch wesentlich mehr Juden dem deutschen Völkermord zum Opfer als in „Altalbanien“. Die Fälle kosovarischer Kollaboration an der Judenverfolgung kommen im vorliegenden Band leider gar nicht zur Debatte. Umso mehr

ist der Hinweis angezeigt, dass sie von serbischen Institutionen im Propagandakrieg um Kosovo gern dafür verwendet werden, gegenüber der eigenen und der internationalen Öffentlichkeit irreführenderweise eine spezielle Verfolgung der Kosovo-Juden durch die albanische Seite zu konstruieren und die Rettungen von Juden auf der anderen Seite der Grenze fast nur mit italienischem Verhalten zu erklären. Als Musterbeispiel für dieses tendenziöse Unterfangen verdient die für das internationale Publikum aufwendig gestaltete Webseite Beachtung, die das Belgrader Jasenovac Memorial mit Unterstützung durch das Jüdische Museum Belgrad und unter Verwendung auch von einigem interessantem Material bald nach der kosovarischen Unabhängigkeitserklärung von 2008 unter dem Titel „Kosovo Holocaust 1941–1945“ ins Leben gerufen hat: <<https://kosovoholocaust.org>>, zuletzt aufgerufen am 22.12.2021.

Dass Asani und Ramaj ihre Quellen fast unkommentiert lassen, verblasst am Ende gegenüber den Verdiensten des Bandes. Seine wissenschaftliche Verwendbarkeit haben sie selbst allerdings dadurch in Gefahr gebracht, dass sie ihrem Archiv- und Bildmaterial nicht die nötigen Bestandsangaben beigelegt haben. Es ist eigentlich nur die fotomechanische Abbildung der Dokumente, die diesen gravierenden Verstoß gegen die Regeln des Handwerks weitgehend zu heilen vermag. Diese Bildform jedenfalls (und das anderweitig verdiente Vertrauen, das man in die Seriosität der Herausgeber haben kann) lässt in den Augen des Rezensenten zu, dass man das Material doch guten Gewissens zitieren können wird. Ein kleiner Zusatztrost ist auch die Pauschalangabe der Herausgeber, dass ihre Archivalienauswahl auf Recherchen im Staatsarchiv der Republik (Nord-)Makedonien, im Stadtarchiv von Skopje, im Zentralen Staatsarchiv und dem Archiv des Außenministeriums von Albanien in Tirana sowie in den Klosterchroniken von Letnica basiert. Die zum Teil sehr eindrucksvollen Personen- und Ausweisfotos wiederum stammen größtenteils aus dem Besitz der einzelnen Geretteten.

Manchen der Personen, die bei Asani und Ramaj im Text oder in den Fotos eine Rolle spielen, begegnet man erneut in dem zweiten hier zu besprechenden Band. Auch insgesamt ergänzen sich beide Bücher ausgezeichnet, obwohl und weil sie in ihrem Zuschnitt und Entstehungshintergrund ganz verschieden sind.

Bei Josef Jakoel geht es fast ausschließlich um die geschichtlichen Zusammenhänge innerhalb der heutigen Grenzen Albaniens. Die Überschriften für den Hauptteil des Buches (31–148), den Jakoel schon 1990/91 nach langen Vorarbeiten als Manuskript verfasste, teilen ihn in drei Hauptabschnitte: „Die israelitischen Gemeinden in Albanien vom Altertum bis zum 18. Jh.“ (43–60), „Die Israeliten in Albanien vom 19. Jh. bis zum Vorabend des 2. Weltkriegs“ (61–101) und „Die Israeliten in Albanien im Zweiten Weltkrieg“ (105–148). Dem vorangestellt sind ein Vorwort von Shirley Cloyes DioGuardi und Aufzeichnungen der Tochter Feliçita Jakoel über ihren Vater (16–27); am Schluss folgen vor mehreren Dutzend Fotoseiten Nachworte von Pëllumb Xhufi, von Joseph G. DioGuardi und vom (Mit-)Herausgeber Agron Alibali.

Als Jakoel 1990 endlich an das Sammeln von Gesprächen mit anderen Zeitzeugen und ans Schreiben gehen konnte, verblieb ihm nur noch wenig Lebenszeit. Im Mai 1991, nach Abschluss des Manuskripts, entschloss er sich gemeinsam mit fast allen anderen Angehörigen der jüdischen Familien Albaniens zur Auswanderung nach Israel. Dort verstarb er bereits im Jahr darauf. Die im Band enthaltenen Fotos aus jener letzten Phase zeigen Jakoel körperlich schon tief erschöpft, aber auf eindrucksvolle Weise aktiv und offenkundig beseelt, von seinem Erlebten und den albanischen Rettungswegen anderer Juden im Weltkrieg Zeugnis abzulegen, sei es noch in Tirana (etwa bei einem Treffen mit dem albanophilen New Yorker Kongressabgeordneten Joseph DioGuardi) oder dann in Israel. Dieser offenkundige Drang war bei seinem Lebensweg nur allzu begründet. Von diesem Weg erfährt man vor allem durch das gehaltvolle Vorwort der mitherausgebenden Tochter Feliçita: 1922 in Vlora geboren, wo es eine winzige jüdische Gemeinschaft gab, deren direkte Ursprünge vorrangig auf innerosmanische Zuwanderung aus dem nicht so fernen Janina während des 19. Jh.s zurückgingen, wechselte Josef „Cefi“ Jakoel als Jugendlicher nach Korfu zum Besuch der dortigen italienischen Schule – ganz ähnlich wie eine seiner Schwestern, die dort aber blieb und mitsamt Familie 1944 Opfer der deutschen Deportation der örtlichen Juden und der anschließenden Ermordung im Vernichtungslager wurde. Josef hingegen war nach mehrmonatiger italienischer Internierung als (albanischer) Ausländer in einem Lager bei Korinth 1941 nach Vlora zurückgekehrt. Die deutsche Besatzungszeit ab September 1943 überlebte er im Versteck durch eine befreundete muslimische albanische Familie in Kavaja. Nach dem Kriegsende gründete Jakoel mit seiner aus einer ebenfalls bildungshungrigen orthodoxen Familie stammenden Frau (die als Jugendliche wie er in Korfu eine fremdsprachige Schule besucht hatte, sie die französische) eine eigene Familie. Die Schilderungen der Tochter bezeugen den gewissen Handlungsspielraum, der sich beim nötigen Glück für eine vielsprachige Familie für eine teilweise Gegenwelt zur Diktatur bot, zumal dahingehend, sich mehr als die übrige Bevölkerung doch über Vorgänge im Ausland informieren zu können. Josef Jakoel fand überdies Anstellung in der Finanzabteilung des Landwirtschaftsministeriums in Tirana und kam dienstlich regelmäßig bis in die hintersten Dörfer des Landes, während für die breite Bevölkerung Mobilität ein seltenes Ereignis war. Jakoels Bekanntnetz war daher groß, was ihm auch für unauffälliges Kontakthalten mit den wenigen über das Land verstreuten jüdischen Menschen zur Zeit der kommunistischen Herrschaft geholfen haben muss. Das wiederum war eine der Grundlagen dafür, dass er 1990 nach seiner Pensionierung im Umfeld der langsamen religionspolitischen Milderung der Diktatur zahlreiche Gespräche zum Stoff seines Manuskripts mit anderen albanischen Juden und mit Judenrettern der Weltkriegszeit führen konnte.

Auf diese Gesprächsbelege greift Jakoel in seinem Text auf überzeugende Art zurück. Auf den von ihm und nicht minder auf den von der Tochter verfassten Seiten kommt wie nebenbei zum Ausdruck, wie belastend in der Gesamtgesellschaft, aber auch speziell für viele albanische Juden im Kommunismus die Herkunft aus einer Familie mit

„schlechter Biographie“ gewesen ist (zum Beispiel wegen relativen Wohlstands in der Vorkriegszeit). Dann war man dem Regime verdächtig. Überdies waren viele der Familien ganz verarmt und das Halten von Kontakten zu im Ausland lebenden Verwandten fast immer unmöglich. Josefs Jakoels Töchtern blieb wegen der „schlechten Herkunft“ der Weg zum Studium verschlossen, die Dämonisierung des als angeblicher „Amerikabüttel“ feindbildtauglichen Israel durch das Regime war nur mit Mühe schweigend zu ertragen, und die repressive Verunmöglichung jedweder religiös verankerten Kultur außerhalb des intimsten Familienkreises traf eine Minderheit wie die jüdische noch auf andere Weise als die übrigen Albaner.

Jakoels eigene Darstellung der jüdischen Gemeinschaften in den Grenzen Albaniens baut über weite Strecken auf Selbsterlebtem und Selbsterfragtem auf. Das gilt schon in Kapitel 2 (also für die Zeit bis 1939/41), ja sogar schon bei der Einordnung des Buchwissens, das er im ersten Abschnitt für die ältere Vergangenheit zusammengetragen hat. Diese Ergänzungen sind von bleibendem Wert. Jakoel selbst dienten sie zur Absicherung, denn er sah sich für ältere Zeiten mangels Ausbildung nicht ohne Grund als eigentlich überfordert an, wozu noch kam, dass er bei der Benützung der Nationalbibliothek systembedingt vielfachen Beschränkungen unterlag (die Archive waren ohnehin ganz und gar verschlossen). Was im Inhaltsverzeichnis noch wie ein gewagter Versuch zu einer allgemeinen Geschichtsdarstellung aussieht, ist also in Wirklichkeit vor allem ein Lebenszeugnis für die Zeit als Kind und junger Erwachsener und die Zusammentragung von oralem Wissen. Mit Schwerpunkt auf den Verhältnissen in Vlora, aber auch mit wichtigen Angaben zu anderen Orten, gewinnt dank Jakoels Vorgangsweise auch die künftige Forschung wichtigen Stoff für ein Verständnis, wie die kleinen jüdischen Gemeinden sich ab dem 19. Jh. in Albanien entwickelten, sowie über den gesellschaftlichen, familiären und individuellen Rahmen, der die Judenrettung selbst noch in den Schreckensmonaten der deutschen Besetzung ermöglicht hat. Der Konsens der Umgebung, den Deutschen keine Juden auszuliefern, egal ob diese Juden nun altansässig waren oder Flüchtlinge von anderswo, findet sich in diesem Buch in besonderer Weise zuverlässig erfasst und belegt. Manches davon ist mit dem Abstand von heute schwer einzuordnen und auch nur annähernd zu begreifen; so etwa, wenn sich hier ganz glaubwürdig dargelegt findet, wie selbst ein Xhafer Deva (bekannt-berüchtigt als einer der wenigen auch ideologischen albanischen Gesinnungstäter an der Seite der Nazis) 1944 als Kollaborateur und Innenminister die Auslieferung von Juden an die Deutschen unterlaufen hat, und zwar anscheinend nicht etwa aus taktischem Kalkül mit Blick auf die Zeit nach der sich abzeichnenden deutschen Niederlage, sondern aus einem eigenen Ehrbegriff heraus (136; vgl. auch 131f. zu Eqrem Vlora). Selbst beim Bezeugen der deutschen Aktionen erweist sich Jakoel übrigens als gerechter Berichterstatter von gelegentlichen Fällen der individuellen Selbsteinhegung von deren Gewalt (so 132f.).

Bei den Hilfsaktionen der nichtjüdischen heimischen Umgebung spielten materielle Interessen der Helfer keine relevante Rolle, wie Jakoel mit Nachdruck untermauert (138–141). Die Erklärung, die Jakoel statt dessen als ausschlaggebend aufzeigt,

ist ebenso eindrücklich wie schwer zu bemessen. Aber sie ist vermutlich richtig: Das damals in Sachen Gastrecht auch außerhalb Nordalbaniens geltende Gewohnheitsrecht mitsamt seiner strikten Verpflichtung zur Einhaltung des (auch kollektiv bindenden) Ehrenworts und zum Schutz jedweden Gastes muss in seiner Übertragung auf das Verhältnis von Rettern und Geretteten eine enorme Rolle gespielt haben. Die Gültigkeit dieser ethischen Pflichten, nötigenfalls auch unter Inkaufnahme der großen eigenen Gefahren und Mühen für die Helfer, die andernorts in Europa nur wenige Menschen auf sich nahmen, scheint unverrückbar gewesen zu sein. Das Gewicht dieser Interpretation liegt nicht nur in dem von Jakoel Erlebten und Belegten begründet, sondern steigt auch dadurch, dass Jakoel diesen Aspekt zwar in jeder Hinsicht würdigt, aber auch nicht ins Mythische und zur allerklärenden Ursache erhebt. Seinem Buch können die heutigen Leser als weiteren Grund z. B. auch entnehmen, wie winzig die jüdischen Gemeinden auf albanischem Boden von jeher waren, wie stark auch deshalb die Interaktionen der wenigen Juden mit den vielen sie umgebenden Nichtjuden schon traditionell gewesen waren. Am Ende steht jedenfalls jenes mittlerweile auch in Yad Vashem gewürdigte Ergebnis, mit dem die albanische Gesellschaft im europäischen Vergleich einzig dasteht: Es gab während der Kriegsjahre mehr Juden in Albanien als je zuvor. Und selbst diejenigen Juden, die Albanien in diesen Schreckensjahren neu betreten haben, haben fast ausnahmslos dank ihrer Mitmenschen überleben können.

Der Umgang der kommunistischen Machthaber mit diesem großen Erbe ist ein ganz eigenes Kapitel. Erst 1990 sah sich Ramiz Alia so weit, dass er (dies nun ganz gewiss auch aus handfesten Gründen, wenn schon nicht unbedingt für sich selbst, sehr wohl aber als Rettungsschimmer für das Regime) einem amerikanischen Politikergast ein zuvor auch im Inland streng geheimes Dossier über die Judenrettung und einzelne Judenretter übergab. Zuvor hatten die Ideologie und die Abschottungspraxis der kommunistischen Herrschaft seit 1945 jedes Erinnern verhindert: Zu viele Retter waren keine Kommunisten gewesen (auch wenn sehr wohl auch Kommunisten unter den Rettern waren), zu viel Unrecht auch an jüdischen Individuen hatte es seit 1944/45 gegeben, zu wenige Freiheiten hatten die verstreut im Land Verbliebenen als Juden genossen, zu störend wäre für das Regime jeder Kontakt zwischen ihnen und der Außenwelt gewesen (vgl. u. a. 27). Dieser Aspekt wird von Feljçita Jakoel in aller Klarheit präsentiert. In dem Beitrag aus der Feder des altgedienten Xhelal Ylli, der wissenschaftlich mit Abstand der prominenteste unter den an dem Buch Beteiligten ist, wird er dagegen nicht einmal annähernd erfasst. Das größte ihm anscheinend mögliche Entgegenkommen gegenüber den nichtkommunistischen Judenrettern (und ihren Nachkommen), die für das Regime ab 1944 ganz gewöhnliche „Klassenfeinde“ waren, liegt darin, dass selbst er die parteiübergreifende Verteilung der einstigen Judenretter konstatiert (149–155). Für die Zeit danach fand sich Ylli aber offenbar durch seine auch öffentlich mit Verve vertretene Parteinahme für die politischen Erben des Regimes (wenn nicht gar für das Regime selbst) daran gehindert, die Brutalität des kommunistischen Umgangs mit dem Thema und vor allem auch gegenüber den Rechten der im Lande verbliebenen Juden wenigstens anzusprechen.

Umso mehr muss man sich wünschen, dass auch das zweite von Josef Jakoel als Manuskript hinterlassene Erinnerungswerk ebenfalls noch gedruckt erscheinen mag. Darin hat er sein eigenes und wohl auch wieder allgemein das jüdische Leben in Albanien nach 1945 behandelt. Nach der Lektüre des vorliegenden Buches kann man seiner Tochter nur zustimmen (25): Auch für unser Verständnis des Lebens in der kommunistischen Diktatur könnte man sich viel von Josef Jakoels Perspektive erhoffen.

Regensburg

Konrad Clewing

Mariana HAUSLEITNER, Eine Atmosphäre von Hoffnung und Zuversicht. Hilfe für verfolgte Juden in Rumänien, Transnistrien und Nordsiebenbürgen 1940–1944.

Berlin: Lukas Verlag für Kunst- und Geistesgeschichte 2020 (Stille Helden). 296 S., zahlr. Abb. u. Kt., ISBN 978-3-86732-348-2, € 25,-

Die Arbeiten der renommierten Historikerin Mariana Hausleitner, die komplexe Fragen der Auseinandersetzung der osteuropäischen Gesellschaften mit der Geschichte ihrer Minderheiten – insbesondere die Geschichte der Juden und Deutschen in Rumänien – untersuchen, sind ihrer detaillierten Dokumentation und tiefgreifenden Analyse wegen von Historikerinnen und Historikern in Deutschland und Europa hochgeschätzt. In diesem Sinne ist die Neuerscheinung „Eine Atmosphäre von Hoffnung und Zuversicht“ keine Ausnahme. Mit Thema und Format des Buches, das mit einem Katalog verglichen werden kann, legt die Autorin ein Werk vor, das das Interesse der Fachwelt sowie eines breiteren Publikums weckt und zu weiteren Fragen anregt.

Mit 280 000 bis 380 000 ermordeten Juden während des Holocausts ist Rumänien ein Land mit einer großen Anzahl an Opfern. Die geringe Zahl von in Yad Vashem registrierten „Gerechten unter den Völkern“ aus Rumänien (69) und Moldawien (79) im Vergleich z. B. mit der Ukraine (2673)¹ erklärt die Autorin einerseits mit eigenen Vernichtungsaktionen Rumäniens und andererseits mit dem Mangel an rumänischen Forschungen zu Judenverfolgung und -rettung – insbesondere als Teil des Schweigens in der Vergangenheit.

Der Verlauf und das Ausmaß der Rettungsaktionen für Juden in Rumänien, Transnistrien und Nordsiebenbürgen sind laut Autorin mit der unterschiedlichen Lage der Juden vor dem Krieg, den Vernichtungsaktionen während des Kriegs und mit dem Kriegstatus der Regionen zu erklären. In der Zwischenkriegszeit wurde in Rumänien (und auch in Ungarn) die soziale Marginalisierung der Juden durch Rechtlosigkeit in Bezug auf Beruf und Grundbesitz vorangetrieben und somit der Antisemitismus stark in der Gesellschaft verankert. Im Gegensatz dazu waren die Juden in der Ukraine als „Sowjetbürger“ zu einem aktiven Teil der Gesellschaft geworden. Während des Kriegs